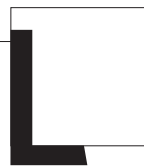


Burkhard Conrad OPL | Winsen (Luhe)

geb. 1974, Dr. phil., Laiendominikaner,
tätig im Erzbistum Hamburg, verheiratet,
Vater von zwei Kindern

rotsinn.wordpress.com
conradbu@gmx.de



Das dritte Gedicht

Oder: Zur Metaphysik der Übersetzung

Vor zwanzig Jahren begann ich, zu Weihnachten ein Gedicht zu schreiben und als Gruß zu verschicken. Statt Karten sozusagen. Die Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember war ich mit dem Schreiben beschäftigt. Anschließend gingen die Briefe an Freunde und Familie. Dieser Rhythmus wiederholte sich Jahr für Jahr, stets mit einem neuen Gedicht.

Übersetzung

Das Studium brachte mich um die Jahrtausendwende nach Schottland und in die Vereinigten Staaten. Zurück kam ich mit den Namen einiger neuer, englischsprachiger Bekannter in meinem Adressbuch. Der Verteiler für meinen Weihnachtsversand wurde damit internationaler. Das brachte die Notwendigkeit mit sich, den Versand des jährlichen Gedichts in sprachlicher Hinsicht barrierefrei zu gestalten. Ich begann also, meine Verse zu übersetzen. Auf der linken Seite des Blatts stand das deutsche Original, rechts eine englische Übersetzung. Diese Übersetzung war zu Beginn mehr als hemdsärmelig. Irgendwann fand sich eine kompetente Übersetzerin, die sich den englischen Text durchsah und die größten Fehler beseitigte.

In den ersten Jahren dieses zweisprachigen Exerzitiums stand für mich unhinterfragt fest, dass es jeweils ein deutsches Original gab und die dazugehörige englische Übersetzung. Eine klare Unterscheidung. Ich schrieb mein Gedicht auf Deutsch und startete anschließend den Versuch, dieses Gedicht möglichst akkurat zu übersetzen. Es war mir einfach wichtig, die Bekannten, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, an meiner Weihnachtspoesie teilhaben zu lassen. Die Übersetzung war dafür das Instrument.

Das veränderte sich aber mit der Zeit. Mir fiel immer mehr auf, dass es bei meinen Übersetzungsversuchen so etwas wie „akkurat“ nicht gab. Dank der muttersprachlichen Unterstützung war der englische Text an sich zwar meist fehlerfrei. Die Übersetzung war es aber nicht. Die Übersetzung blieb ein Versuch oder sogar ein Scheitern. Der englische Text war nicht der Spiegel des deutschen Gedichts, den ich mir insgeheim wünschte. Zwischen dem einen und dem anderen lag eine Gebrochenheit, die sich nicht wegräumen ließ.

Übertragung

Klaus Reichert schrieb einmal: „Übersetzungen sind immer un-angemessen.“¹ Mittlerweile kann ich gut verstehen, was Klaus Reichert meinte. Die Unangemessenheit meiner eigenen Übersetzungsversuche wurde mir mit den Jahren mehr und mehr bewusst. Später sprach ich eher davon, dass ich versuchte, mein deutsches Gedicht ins Englische zu *übertragen*. In Rhythmus und Wortwahl versuchte ich, dem Sinn des Originals nachzustreben. Um die Unangemessenheit meiner Übersetzungsversuche in Grenzen zu halten, erlaubte ich mir an der sprachlichen Oberfläche der Verse sogar die eine oder andere recht freie Übertragung. Die Kluft zwischen den beiden Texten blieb aber bestehen. Ich verschickte an Weihnachten weiterhin ein deutsches Original und dessen unangemessenen englischsprachigen Lückenbüßer.

Mit den Jahren trat eine weitere Veränderung ein. Irgendwann begann ich damit, die englische Übertragung stärker von der Leine zu lassen. Ich schrieb das deutsche Gedicht. Ich übertrug es ins Englische. Bei diesem zweiten Schritt gab ich dem englischsprachigen Text aber zusätzlichen Raum, sich von der deutschen Vorlage zu emanzipieren. Nicht mehr nur sollte die Übertragung meinen englischsprachigen Freunden und Familienangehörigen es ermöglichen, den Gehalt eines deutschsprachigen Originals einigermaßen nachvollziehen zu können. Sie sollten sich nicht mit einem leidlich funktionierenden Lückenbüßer zufriedengeben müssen. Sie hatten Anrecht auf mehr. Sie sollten ein ordentliches Gedicht zu lesen bekommen.

Ab und an wich meine englische Übertragung nun weiter vom deutschen Ursprungstext ab als es sprachlich vielleicht notwendig gewesen wäre. Was auf der linken, deutschen Seite des Blatts stand, war für die Übertragung dann zweitrangig. Der inhaltliche Grundton sollte auf beiden Seiten des Blatts derselbe sein. Auch fing ich weiterhin mit dem deutschen Text an und ging dann über zum englischen. Doch die Übertragung war für sich noch einmal eine eigene Arbeit am Text. Ich achtete also nicht nur darauf, dass auch die englischen Verse „funk-

1 K. Reichert, *Zwischen den Zeilen – Über das Un-Angemessene der Übersetzung*. Göttingen 2010, 37.

tionierten“. Ich hatte den etwas vermessenen Wunsch, dass die Übersetzung aus sich heraus als Gedicht gelten möge. Der Inhalt, die Semantik entwickelten sich dabei weiter.

Das hieß für mich schließlich die deutsch-englische Einbahnstraße zu verlassen. Die Arbeit am englischen Gedicht half mir, den deutschen Text zu verbessern. Die eine Semantik schlug über bzw. zurück in die andere. Die beiden Gedichte begannen miteinander zu kommunizieren. Wenn ich es für angebracht hielt, formulierte ich den englischsprachigen Text nun so, dass er dem deutschen Original Inhalte mitunter hinzufügte. Wieder im Sinne von Klaus Reichert, der einmal sagte, dass eine Übersetzung das Original durchaus ergänzen könne.²

Das dritte Gedicht

Bei dieser Arbeit zwischen den Sprachen und den Wörtern stieß ich vor einiger Zeit auf dieses eigenartige Fundstück, das ich das dritte Gedicht nennen möchte. Am Rande des einen Wortes beginnt eben nicht gleich das nächste Wort, wie Rowan Williams sich einmal ausdrückt.³ Und am Rande eines Textes beginnt noch lange nicht dessen Übersetzung. Das eine semantische Bedeutungselement schließt sich nicht sogleich an das nächste Bedeutungselement an. Die Ränder der Worte, die Ränder der Texte, die Ränder des Sinns werden zwischen den beiden Gedichten erfahrbar. Sie formen ein Neues, ein Drittes aus.

Weiter oben war von einer Kluft bzw. einer Lücke die Rede, die zwischen den Worten, und viel mehr noch zwischen den übersetzten Worten unterschiedlicher Sprachen, klafft. Bei meinen eigenen Übersetzungsversuchen nahm ich nun wahr, dass diese Kluft nicht mit Leere zu verwechseln war. Denn über diese Lücke hinweg spannte sich ein unanschauliches Gewebe kaum belastbaren Sinns. In dieser Lücke fand sich keine Eindeutigkeit, keine eindeutige Sprache. Dort wohnten keine Definitionen und klar umrissenen Begriffe. Das dritte Gedicht, das diese Lücke zwischen den Worten und Sprachen mit seinem schwachen Sinn überspannte, formte vielmehr eine flüchtige Gegenwart aus. Zwischen den auf dem Blatt stehenden deutschen und den englischen Versen flimmerte als ungeschriebener, aber erfahrbarer Gehalt der Nicht-Text, der ~~Text~~ (sic!) des dritten Gedichts.

Bis heute lässt sich das dritte Gedicht von mir nicht verschriftlichen und ausdrucken, twittern und teilen. Ja, ich kann es nicht einmal richtig erkennen, lesen. Schweigsam steht es in einer die Sprache und das Dichten erst ermöglichenden Stille. Die Sprache der Poesie lebt offenbar von kontemplativen Voraussetzungen, die sie selbst nicht erschaffen kann.

² Ebd.

³ R. Williams, *The Edge of Words. God and the Habits of Language*. London 2014.

Was schreibe ich da eigentlich? Es klingt ja so, als sei das dritte Gedicht irgendwie nicht von dieser Welt, als entziehe es sich unserer Verfügbarkeit. Aber so scheint es in der Tat zu sein. Für gewöhnlich nennt man das, was über das Tatsächliche und Physische hinausgeht bzw. diesen vorausgeht, die Metaphysik. Ist das vielleicht auch die Adresse des dritten Gedichts, die unverfügbare Metaphysik? Ist es der heilige Boden der Sprache? Der Boden, auf den wir nur treten dürfen, wenn wir unsere schweren Schuhe der Prosa zuvor ausgezogen haben? Der Boden, der sich uns entzieht, wenn wir ihn als selbstverständlich ansehen?

Ich möchte es nicht mit Bestimmtheit sagen. Denn ich bin mir sicher, dass das dritte Gedicht sich auch meinem Wunsch nach eindeutiger Lokalisierung in dieser Uneindeutigkeit entziehen wird. Das dritte Gedicht webt seinen seidenen Faden nur dann, wenn ich es beim Schreiben und Übersetzen meines nächsten Weihnachtsgedichtes nicht hervorzwingen will. Es will in Ruhe gelassen werden. Das dritte Gedicht kultiviert die blanke Leere, die sich auf meinem Blatt zwischen den deutschen und englischen Versen Jahr für Jahr ausbreitet.